

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die hohen Kranken.

Als die Suppe, die gewöhnlich mit einer gewissen stillen Andacht genossen wird, vorbei war, begann der Geheime Rath seine Geschichte.

„Es sind im künftigen Monat gerade dreißig Jahre, daß ich Michelheim verließ. Ich hatte mein mühsam zusammengespargtes Vermögen, das in fünf Thalern bestand, glücklicher Weise in der Tasche, als ich die Flucht ergriff. Das Wetter war schön; ich schlug meine Nachtläger meistens unter Bäumen auf, und so reichte meine Kasse bis Hamburg, wohin ich meinen Lauf nahm, um mich nach England einzuschiffen.“

„Ich meldete mich bei einem Bureau, wo junge Wundärzte für den englischen Seedienst angenommen wurden. Es war mir vor einer scharfen Prüfung meiner Kenntnisse bange. Doch der ehrliche Mann, der sich mit mir über mein Gesuch besprach, schien gar kein Kunstverständiger zu seyn. Er that nur zwei oder drei oberflächliche Fragen an mich, die ich herzhast beantwortete. Am Ende machte er noch seinen überreifen Bart, den er vermuthlich kostenfrei loswerden wollte, zu einem Gegenstande des Examens. Er ging mit mir in ein anstoßendes Cabinet, wo er die erforderlichen Barbiergeräthe aus einem Schranke nahm.

Ich hatte dießmal eine leichte Hand, einen sichern Strich; mein Examinator war vollkommen damit zufrieden. Wir wurden einig, und ich segelte schon des folgenden Tages nach England.“

„Ich war nach London beordert, ward aber von da sogleich nach Portsmouth geschickt, wo einige Kriegsschiffe zum Auslaufen bereit waren. Auf einem derselben erhielt ich meine Anstellung. Jetzt begann die traurigste Zeit meines Lebens. Der Anblick des Meeres ist groß und hehr; ich ward es aber bald überdrüssig, mit meistens rohen Gefellen, deren Sprache mir Anfangs völlig fremd war, in einem engen, schwimmenden Gebäude zu hausen, und nichts als Himmel und Meer zu sehen. Verschiedene Seetreffen, die unsere Flotte lieferte, waren keine angenehme Abwechslung. Ich hielt dennoch, auf verschiedenen Kriegsschiffen dienend, diese langweilige Lebensart vier Jahre aus. Dann aber nahm ich meinen Abschied, und ging, als ich eben mein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, mit einem Handelsschiffe nach Indien.“

„Mein Schiffspatron hatte Geschäfte im Königreiche Siam. Die Bewohner dieses Königsreichs sind häßliche Gestalten. Lange Ohren, die man sonst gern dem Esel überläßt, gelten bei ihnen als eine vorzügliche Schönheit. Einer beneidet den andern darum. Die Natur beschenkt sie freiwillig mit dieser Zierde; aber keiner ist mit der Größe derselben zufrieden: alle belasten sich mit schweren Ohrgehöfen, um durch dieses dehnende Gewicht den Wachsthum der köstlichen Naturgabe noch mehr zu befördern. Es ist auch den wunderlichen Leuten nicht recht, daß ihnen die Natur, wie andern Menschen, weiße Zähne gibt: sie wollen sie schwarz haben, und wetten mit einander, die Farbe des Ebenholzes ihrem Gebiß einzubeißen.“

„Doch unter diesen Querköpfen keimte mein Glück. Mein Schiffspatron und ich befanden uns eben in der Hauptstadt des Reichs, als Seine Majestät, der König, von einer Krankheit befallen wurde, die seine Aerzte nicht zu heilen verstanden. Er sträubte sich vielleicht gegen die dort gewöhnliche Cur, bei welcher man den Kranken die Länge lang auf den Boden hinstreckt, ihm auf den Leib tritt, und mit den Füßen darauf herumstampft, damit diese Durcharbeitung eine glückliche Crisis der Krankheit hervorbringe. Der hohe Patient hatte vernommen, daß ein europäischer Arzt, nämlich meine Wenigkeit, in der Hauptstadt angekommen sey, und ich ward nach Hofe berufen. Aber vor einem König von Siam darf man nicht, wie vor andern Menschen, auf zwei Füßen erscheinen; man muß, zur Erde geworfen, auf den Knien und Händen, wie ein vierfüßiges Thier, zu ihm hinkriechen. Der königliche Ceremonienmeister unterrichtete mich im Vorsaß eine ganze Stunde, wie ich mich so mit gehörigem Anstand fortbewegen sollte. Ich gab vergebens durch einen gegenwärtigen Dolmetscher zu verstehen, daß während dieser verlorenen Zeit die Krankheit Seiner Majestät zu einer bedenklichen Höhe steigen könnte: die strenge Beobachtung der lächerlichen Hofsitte schien nöthiger als die Cur. Der Ceremonienmeister war zuletzt mit meiner Gelehrigkeit zufrieden, und der Gang auf allen Vieren gelang mir um so besser, da ich treffliche Muster vor mir hatte, indem der Ceremonienmeister und andere bedeutende Hoffschranzen wie schleichende Rassen vor mir her ins Krankenzimmer krochen.“

„Der König, der eine sehr lange, pyramidenförmige, von Gold und Edelsteinen funkelnde Mütze auf dem Kopfe hatte, lag starr, wie ein steinernes Bild, auf seinem Lager, als wir anrutschten. Ich flüsterte dem neben mir kriechen-

den Dolmetscher zu: es sey zuvörderst nöthig, daß mir in Gnaden erlaubt werde, den allerhöchsten Puls zu untersuchen. Mein Begehren lief leise von Ohr zu Ohr, bis es an denjenigen Hofherrn kam, der zunächst ans Lager des Königs vorgerückt war. Er richtete sich, wie ein aufwartendes Hündlein, empor, setzte die Spitze eines kleinen, zierlichen Sprachrohrs höchst behutsam ans Ohr Seiner Majestät, und trug so mein ärztliches Gesuch lispelnd vor. Der König antwortete nicht, zuckte keine Lippe, hob aber seine rechte Hand mit unbeschreiblicher Langsamkeit unter der Decke hervor. Ich erschrak: denn die Nägel seiner Finger waren wenigstens vier Zoll lang. Ein Wink des Ceremonienmeisters rief mich zum Krankenbette. Er setzte sich und mich in die Stellung aufwartender Hündlein, und leitete meine Hand zur Hand des Königs. Ich überzeugte mich sogleich, daß ich nur mit einem ganz gewöhnlichen Fieberchen zu thun hatte. Es war mir nicht bange, damit fertig zu werden. Ich erklärte durch den Dolmetscher: Seine Majestät befinde sich noch für jetzt in keiner Lebensgefahr, und ich hoffe, durch zweckdienliche Arzneien, die ich unverzüglich herbeischaffen würde, die Krankheit zu heben.“

„Borschriftmäßig kroch ich rückwärts, wie ein Krebs, zur Thür hinaus und holte die benötigten Pulver aus meiner Reise-Apotheke. Mit welchen Feierlichkeiten der König die Medicin eingenommen hat, weiß ich nicht. Ich besuchte ihn acht Tage hinter einander; dann war er gesund. Zur Belohnung erhielt ich eine goldene Betelbüchse vom zweiten Range.“ —

„Eine Betelbüchse! Was ist das?“ fragte der Bruder des Erzählers.

„Es ist in Indien gewöhnlich,“ antwortete der geheime

Rath, „die Blätter der dort einheimischen Betelpflanze in goldenen oder silbernen Dosen bei sich zu führen und sie von Zeit zu Zeit, wie man eine Prise Tabak nimmt, im Munde zu kauen. Wenn aber der König von Siam Betelbüchsen verschenkt, so bewirkt das dort eine eben so ehrenvolle Auszeichnung, als in Europa ein Orden. Die Größe derselben bestimmt den Rang. Ich ward Betelbüchsenritter der zweiten Klasse; und man erwies mir überall, wo ich mein Ordenszeichen aus der Tasche zog, große Verehrung. Ich muß aber bekennen, daß mir das erhaltene Gnadenzeichen wenig Freude machte. Eine hübsche Geldsumme, die mich in den Stand gesetzt hätte, ein vortheilhaftes Geschäft anzufangen, wäre mir lieber gewesen. So unzufrieden, wollte ich eben die Residenz des Beherrschers von Siam verlassen, als ich plötzlich wieder in den Palast gerufen ward und mir der Antrag geschah, einem kranken Elephanten des Königs ärztliche Hülfe zu leisten.“

„Ich muß im voraus sagen, daß diese Riesen der Thierwelt in Siam zu Hause sind und in außerordentlicher Achtung stehen. Jeder Elephant des Königs hatte damals innerhalb der Ringmauern des Palastes ein eigenes, wohl eingerichtetes Haus und einen ansehnlichen Titel. Einer hieß der Graf, der andere der Lord, der dritte der Baronet u. s. w. Der vornehmste — ein ungeheurer Elephant von weißer Farbe — ward Prinz genannt. Er bewohnte einen kleinen Palast und hatte zu seiner Bedienung einen zahlreichen Hofstaat, der ihn immer umgab. Der König liebte und schätzte den sogenannten Prinzen ungemein. Der Titel: Herr des weißen Elephanten stand in allen öffentlichen Mandaten unter seinen übrigen Titeln oben an.“

„Diese vierfüßige Herrschaft war krank. Ich hielt es

für möglich, daß bei ihr vielleicht mehr, als bei dem König selbst zu verdienen sey und erklärte mich daher bereitwillig, sie als Arzt zu besuchen. Auf meine Frage, ob ich dabei ein gewisses Ceremoniell zu beobachten habe, erhielt ich die Antwort: es sey nichts nöthig, als eine tiefe Verbeugung vor dem Prinzen.“

„Ich erschien denn mit einem Bückling vor ihm. Er stand in einem fürstlich ausgeschmückten Zimmer, mit gesenktem Kopfe, und sah überhaupt sehr unlustig aus. Ich forschte bei dem gegenwärtigen Hofstaate nach den Zeichen der Krankheit. Man wußte mir nichts anzugeben, als daß der Prinz seit drei Tagen seine sonst gewöhnliche Gelust und Heiterkeit verloren habe. Weiter nichts als ein verdorbener Magen! dacht' ich in meinem Herzen, stellte mich aber äußerlich, als stände die Sache sehr schlimm. Ich nahte mich dem Kranken, betastete seinen Rüssel, seine Ohren, sah ihm in die Augen, ließ mir die Zunge zeigen, machte bei dem allen ein trübes, bedenkliches Gesicht, empfahl mich mit einem Reverenz und holte Magenmittel, die dem beseelten Knochenberge — wie Haller, der Arzt und Dichter, den Elephanten nennt — in starken Gaben gereicht werden mußten. Mit verständiger Willigkeit nahm er sie ein. Den dritten oder vierten Tag nachher befand er sich wieder wohl. Er hatte eben, als ich ihm meinen gewöhnlichen Morgenbesuch abstattete, eine doppelte Portion Reis mit gutem Appetit verzehrt und trank vor meinen Augen eine Flasche Wein hinten nach. Dankbar für seine Wiederherstellung, umarmte er mich mit dem Rüssel und drückte mich sanft an seine Brust.“

„Der Dolmetscher vertraute mir, daß der König über die Genesung des Prinzen höchst erfreut sey und mich unfehlbar zum Betelbüchsenritter der ersten Klasse erhe-

ben würde: ich hingegen vertraute dem Dolmetscher, daß mir an der ganzen Ritterschaft wenig liege, und es mir angenehmer wäre, wenn mir der König mit einigen derben Goldstangen unter die Arme griffe. Diese Worte waren nicht verloren. Mein Wunsch, den der gefällige Dolmetscher auf eine geschickte Art an den rechten Mann gebracht hatte, ward mit königlicher Freigebigkeit erfüllt.“

„Bald darauf verließ ich das Königreich Siam und begab mich in die schönste und fruchtbarste Gegend Ostindiens, um dort mein Geld an Ländereien anzulegen oder Handel zu treiben. Ich vereinigte beides mit einander. Das Glück begünstigte meine Unternehmungen. Es war mir fünf und zwanzig Jahre so treu, als es wohl wenigen Menschen ist. Dennoch verließ ich keinen Schoos, um dich, geliebter Bruder, und meine Vaterstadt zu besuchen. Ich wollte mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft zu erkennen geben: es belustigte mich aber von einer Zeit zur andern, gleichsam verlarvt und verummumt hier herum zu wandeln, und wir alle haben dadurch manchen lustigen Auftritt gewonnen.“ —

So erzählte Richard — wie wir ihn noch bis zum nahen Ende des Buches nennen wollen — seine Geschichte. Die Zuhörer machten allerhand Glossen darüber, die jedoch der Aufzeichnung eben so wenig werth sind, als es die Zwischenreden waren, welche die Erzählung durchkreuzten.

„Aber, mein werther Bruder, du sprachst nur von einem Besuche?“ sagte der Bürgermeister. „Ich hoffe doch, du wirst uns nicht wieder verlassen.“

„Ich muß!“ sagte Richard. „Und die Zeit meines Scheidens ist nahe. Ich gehe noch in diesem Monat nach Ostindien zurück.“

Alle waren bestürzt; nur Kreisel rief: „Beneidenswerther Mann!

Dahin! Dahin!

„Möcht' ich mit dir, mein Freund und Gönner, ziehn!“

„Was hält Sie ab?“ sprach Richard. „Ihre Gesellschaft wird mir die Reise sehr angenehm machen, und was Sie hier verlieren, das gewähr' ich Ihnen zehnfach in Ostindien.“

„Göttlicher Freund, ich gehe mit Ihnen!“ rief Kreisel. „Es müßte kein Fünkchen poetischen Geistes in mir glücken, wenn ich den Ruf in ein romantisches Zauberland ausschlagen wollte.“

„Sie wollen also Ihre Stelle, als Stadtsecretair, plötzlich aufgeben?“ fragten staunend die Rathspersonen.

„Ja, meine Wertheften!“ antwortete Kreisel. „Ich würde nun doch in meinem Schreiberjoch nichts mehr taugen, und es unwillig schütteln, wenn ich an Ostindien dächte. Damit Sie aber durch meinen unerwarteten Abschied in keine Verlegenheit kommen, empfehle ich Ihnen zu meinem Nachfolger den Advokaten Striegel, der nichts weniger als ein poetischer Schwindelkopf ist, wie Sie mich bisweilen zu schelten beliebten, sondern Ihnen mit seinen soliden juristischen Kenntnissen und seiner unmaßgeblichen Bescheidenheit gute Dienste leisten wird.“